

Die Hauptstadt des Todes

VON DIETMAR VOSS

Es war um die Mittagszeit, als ich nach Palermo kam. Die Luft war bleiern, staubig und schwül und lastete schwer über der sommerlichen Stadt. Angenehm überrascht, ausgerechnet im Centro storico eine Bleibe gefunden zu haben, schleppte ich meine Taschen über die Piazza Pretoria. Hier erwartete mich eine erste Verstörung: In der prallen Mittagssonne sah ich einen alten Mann mit weißem Haar, königsblauen abgewetzten Jeans und glasigen Augen kauern, der, den Blick starr auf nackte antike Götterstatuen, Putten, Nymphen eines Renaissancebrunnens gerichtet, verbotenen exhibitionistischen Lüsten nachging – er masturbierte offen und hemmungslos. Es war, als ob angesichts der Figuren der vom florentinischen Künstler Francesco Camilliani erbauten Fontana Pretoria (erst Jahrzehnte später an die Stadt Palermo verkauft, zerlegt in zahllose Einzelglieder und mit unübersehbaren Schnittstellen wieder zusammengesetzt), als ob die *demoni meridiani*, die altgriechischen Mittagsdämonen, die im Dienste des Zeus und mit Hilfe des formenauflösenden Mittagslichts zur Ekstase verführten, in jenen alten Mann gefahren seien, der sich da seinem einsamen obszönen Tun hingab; der nichts mehr sah und wahrnahm außer seinen Phantasmen, deren atmosphärische Nahrung sich wundersam erhalten hatte von der Antike bis zur Renaissance, von Florenz nach Palermo, von der Renaissance bis zur gottverlassenen Gegenwart. Es war, der da die Stunde Pans wiederbelebte, ein greisenhafter, offenbar mittelloser Mann, er hatte nichts, auch nichts von »Würde« zu verlieren und womöglich nicht mehr viel Zeit zu leben. Ein ekstatisches Aufbäumen vielleicht, im Angesicht eines nicht mehr fernen Todes, einer simulierten Antike, einer ebenso simulierten panischen Stunde und einer ungnädigen, de-

lirösen Mittagssonne. Später erfuhr ich, wie die Palermitani untereinander die Piazza Pretoria nennen: Piazza della Vergogna, Platz der Scham.

Zwei Dinge besitzen die Palermitani im Überfluß: Sonne und Zeit. Wie sich die Sonne über Dächern, Türmen und Kuppeln der Stadt verschwendet, die manchmal an Moscheen und Minarette denken lassen, so verschwenden die Menschen hier mit vollen Händen die Zeit. Sie schleppen sich dahin, dösen, dümpeln in den Tag hinein, als seien sie einer ebenso unbegreiflichen wie niederträchtigen Zumutung ausgesetzt mit der Aufgabe, schon wieder einen jener ewiggleichen Alltage auszufüllen. In den schattigen Gassen der Altstadt sitzen rundliche ältliche Frauen auf harten altmodischen Holzstühlen zwischen parkenden Autos und lassen sich vom Strom der Passanten umspülen, denen sie die ohnehin schon schmalen, oft zugeparkten Bürgersteige versperren. In völlig entspannter Haltung plaudert der *barista* mit einem Gast, vollzieht in schlafwandlerischer Selbstvergessenheit ein paar Handgriffe, während sich eine aufgebrauchte, schreiende, wild ihre *scontrini* schwenkende Menschentraube um den Tresen drängt. Wer neu ist in Palermo, erfährt rasch folgende Regel: Je eiliger es einer hat, je mehr er sich sträubt, Zeit zu verlieren, desto mehr Zeit *wird* er verlieren, da er sich einer Lektion bedürftig zeigt, die ihn von seinem Geiz mit der Zeit zu heilen verspricht. Man gibt sich, was die Zeit betrifft, ausgesprochen aristokratisch, verschwenderisch, melancholisch. Die Menschen dieser lichtdurchfluteten Landschaft der Conca d'Oro, der »goldenen Muschel« von Palermo, haben tatsächlich – was Albert Camus als *condition méditerranée* veranschlagte – keine Hoffnung mehr auf eine bessere Erde. Ihre Lust gilt statt einem

Fortschritt einer Rückkehr. Denn wer wie sie seine Lebenszeit großmütig vergeudet, dem schrumpft sie unweigerlich zusammen, dem bringt sie sachte das Ende näher, den läßt sie jene betäubende bittere Süße kosten, die dem Geschmack der Todessehnsucht eigen ist.

Ich suchte Kühlung und fand sie im Convento dei Cappuccini. Dort befinden sich seit 1599 die »Catacombe dei Cappuccini«, welche allerdings nicht nur die Leichen der Kapuzinermönche, sondern auch die viel zahlreicheren ihrer »Wohltäter« und deren Angehöriger beherbergen. Der Eindruck, den sie machen, ist beispiellos. Die in der Regel durch Austrocknung mumifizierten, skelettierten Leichname sind in aufrechter Haltung in erhöhten Nischen befestigt, die sich an den gekalkten Wänden entlang der gewölbten, durch Lichtschächte und Laternen spärlich beleuchteten Gänge dicht nebeneinander hinziehen. Mit Ausnahme zweier Säuglinge sind nur ihre gesenkten Schädel sichtbar, ihre aufgerissenen Münder, ihre zuweilen verdrehten Kiefer, einzelne Zähne, Fingerknochen. Der Rest ist standesgemäß, wenn auch zunehmend zerschlissen, bekleidet: Mönche mit Kutte und Büsserstrick, Frauen in Seidenkleidern mit üppigen Spitzen, Offiziere in Paradeuniform, Priester im Ornat und so fort. Man hat die Gesellschaft der Toten nicht nach Familien geordnet, sondern einer eigenen (Un-)Logik folgend: so gibt es einen Männergang, einen Frauengang, einen Priester gang und einen Gang der *professionisti* (begüterte Advokaten, Ärzte, Künstler, unter ihnen der Maler Velazquez). Die Toten blickten auf mich herab: nicht verloren, nicht klagend, nicht drohend, sondern still, gleichmütig wartend. Ihre eigenartige Exposition und Anordnung bewirkt, daß sie wahrhaft den Eindruck einer *dunklen, wartenden Gemeinschaft* vermitteln, einer Gemeinschaft, der man sich nicht entziehen kann und die weiß, daß sie nicht vergebens warten wird. Nirgends und niemals fühlte ich mich den Toten so verbunden, und ich gehörte keinem

Zimmer, keinem Angehörigen mehr an, sondern nur mehr dem freien Spiel des Himmels.

Mit federndem Schritt, allerdings einem leisen Zittern in den Knien, ging ich den Corso Re Ruggero hinauf, vorbei am Palazzo Reale der normannischen Könige. Wie wohlige Schauer überfielen mich die Sätze: »Niemand geht mich an. Und das ist gut so.« So aufgelöst, so verantwortungslos, so hingegeben an die blendenden Farben und Formen, wie ich war, war es gut, verborgen zu sein. Mir war, als bildeten meine schier unüberwindliche Müdigkeit und die heißen, geruchs- und geräuschgeschwängerten Luftschwaden um mich her eine einzige Hülle, die mich weich abschirmte und, wie es schien, unangreifbar machte. Jetzt verstand ich endlich Peter Handkes Wort von den »triumphalen Wonnen der Verborgenheit«.

Gewöhnlich fließt der Verkehr Palermos in zähen, dickflüssigen Strömen dahin. Das entspricht so recht dem trägen, schleppenden Lebensrhythmus dieser Stadt, den Welten trennen vom hektischen, nervös wimmelnden Getriebe etwa Neapels. Aber zuweilen schießt (»wie von der Tarantel gestochen«) ein chromblitzender Sportwagen mit dunkelgetönten Scheiben in halsbrecherischer Geschwindigkeit davon, meist gefolgt von einem ähnlichen Modell. In den Kurven bleiben Streifen schwarzen Gummis zurück sowie verängstigte Körper, aufgeschreckte, sinnlos suchende Blicke, Sekunden allgemeiner Konfusion. Es ist Jagdzeit. Und es ist, unterhalb des matten, schwerblütigen Wellenschlags des palermitanischen Lebens, so gut wie immer Jagdzeit in dieser Stadt. Blau und weiß leuchten die Plakate, welche den ersten »Anniversario« der Ermordung Borsellinos verkünden; wenige Wochen zuvor wurde der Jahrestag des Massakers an Falcone und den Seinen begangen. Die Cosa Nostra beging jenen Anniversario auf eigene Weise: indem sie eine Megabombe am Palazzo della Giustizia installierte, dem bestbewachten Gebäude Italiens, wo die Ermittler der Anti-

mafia ihrer zermürbenden Tätigkeit nachgehen. Die Bombe explodierte allerdings nicht. Das sollte sie auch gar nicht, vielmehr nur ein Zeichen setzen. Eine »metallische Stimme«, hieß es im *Corriere della Sera*, habe sich bei den Behörden gemeldet: »Wir haben ein Geschenk vorbereitet, holt es euch unter der Überführung.« Ein Richter kommentierte den Vorfall: »Die Mafia schlägt nicht zu, weil sie entschieden hat, daß es noch nicht Zeit dafür ist. Sie kann es aber tun, wie und wann immer sie will.« Das Zeichen, so scheint es, ist angekommen. Eine neue Masche im Netz des trivialmythischen Szenarios, mit dem der nackten, perfiden Gewalt von Mord, Erpressung, Terror ein glitzerndes Festkleid von männlicher Ehre, Ansehen und Allmacht gestrickt wird, ist aufgenommen. Das Doppelspiel der Gewalt, der feingemachten nackten Gewalt und der heruntergekommenen rechtsstaatlichen Gewalt, die statt im bürgerlichen Frack in Lumpen gehen muß, zieht weiter seine unüberschaubaren Kreise und fährt fort, den italienischen Kapitalismus wie seit jeher zu vermitteln.

Es dämmerte bereits, als ich, von einer unbestimmten Sehnsucht getrieben, nach Hinfallen vielleicht und nach Aufgehobenwerden, im Botanischen Garten der Villa Giulia umherstrich. Die Schwüle des Tages war immer noch spürbar, aber die aufkommende Meeresbrise und ein abendlicher Nieselregen sorgten für duftig kühle Schauer, welche Schläfen und Stirn sanft umspielten und die langen Schäfte der Dattelpalmen in den Schlaf wiegten. Leise tropfte es von Agavenstauden und Eichenblättern, und im Bambushain entspann sich eine gar nicht hölzerne Melodie. Es roch nach Fruchtbarkeit, nach Keimung. Im feuchten Staub eines Seitenweges stieß ich auf ein

Blatt, das aussah wie ein fächerartiger Baum mit zartem Stamm und buschiger Krone und wie die Silhouette eines Blütenkelches. Das Blatt ist nur allzu bekannt, hat es die westliche Pharmaindustrie doch zum Markenzeichen ihrer Naturheilprodukte erkoren. Ich hob den Kopf und sah ihn, den alten und mächtigen japanischen Ginkgobaum, den einzigen im Orto Botanico von Palermo, den nämlich, der Goethe im April 1787, als er gerade, von einem »Gespenst« bedrängt, von einer »Grille« heimgesucht, den Garten durchstreifte, die Vision von der einen »Urpflanze« eingegeben hatte, nach deren »Muster« alle anderen gebildet und erzeugt wären. Ich mußte ein wenig in die Höhe springen, um – wie so viele vor mir – ein paar Blätter, Schlüssel für »alles übrige Lebendige«, abzureißen. So tot nun auch diese Blätter waren, so verzeichnet durch die verräterische Sprache des Handels und der Naturschwärmerei, so schien doch eine geheime Energie von ihnen auszugehen, die mich – für Augenblicke – mit allem Lebendigen zusammenschloß. Und beflügelt vom lauen Wehen der feuchtkühlen Abendbrise, geöffnet allem, was quoll und garte, träumte ich noch einmal den Traum eines rauschenden, überschäumenden Lebens, in dessen Fluten auch das Ungeheure, das Chaos und der Tod eine lebendige, zeugende Stelle hätten. Wie heuchlerisch und schief erschien mir auf einmal das Bild des unbekannteren Renaissancekünstlers in der Galleria Regionale della Sicilia, das *Il trionfo della morte* heißt und auf dem der reitende Sensenmann ohne Sense, dafür mit Pfeil und Bogen den Sterblichen den Garaus macht. Und ich dachte fast zärtlich zurück an den alten Mann auf dem Platz der Scham und an sein verwirrendes, trostloses Treiben.